

Weibsbilder? Präsumtionen zu medial-vermittelten Geschlechterklischees

Friedens-Bertha und Flinten-Uschi. Geschlechterstereotype in Zeiten von Krieg und Frieden

Martina THIELE

„Frauen und Waffen?“ fragte Alice Schwarzer in einem 1978 in *EMMA* erschienenen Beitrag und beantwortete diese rhetorisch gemeinte Frage stellvertretend so, wie es damals und wohl auch heute nicht wenige beantworten würden: „Lächerlich. Flintenweiber.“ (Schwarzer 1978) Damit verwendete Schwarzer einen Begriff, der sich historisch weit zurückverfolgen lässt, und fügte hinzu: „Die Spezifizierung ‚Flintenmann‘ existiert bezeichnenderweise gar nicht erst und wenn es sie gäbe, wäre sie wohl als Kompliment gedacht.“ (Ebd.) Bewaffnete Frauen hingegen als „Flintenweiber“ zu bezeichnen, geschieht in diffamierender Absicht. Dafür gibt es historische Beispiele und aktuelle: wer „Flinten-Uschi“ bei *Google* eingibt, erhält 2019 mehr als 85.000 Ergebnisse. Den Namen gaben die Spaßvögel der satirischen *ZDF-heute show* der Verteidigungsministerin Ursula von der Leyen. Sie ist inzwischen Präsidentin der Europäischen Kommission. Die Bezeichnung ist weiterhin im Netz und in den traditionellen Medien, auch den angeblich seriösen, präsent.

Die Bezeichnung „Friedens-Bertha“ hingegen wurde bereits vor über hundert Jahren von Männern geprägt, die sich am pazifistischen Engagement der Publizistin Bertha von Suttner störten. Auch dieser Name ist bis heute im Zusammenhang mit der Friedensnobelpreisträgerin zu finden, einerseits als unkritisches, nicht weiter erläutertes Zitat (vgl. Scheidl 2013), andererseits kontextbezogen und die diffamierende Absicht darlegend (vgl. Gruber/Klaus 2014: 50; Hamann 1991: 460; Klaus/Wischermann 2010: 301).

Die beiden Bezeichnungen für Frauen, die sich mit Fragen von Krieg und Frieden befassen, dienen mir als Ausgangspunkt für eine grundsätzliche Auseinandersetzung mit Geschlechterstereotypen in Zeiten von Krieg und Frieden. „In Zeiten von Krieg und Frieden“ meint zweierlei: Erstens, die Gleichzeitigkeit von Krieg und Frieden, denn im vergangenen Jahrhundert und bis heute hat es kaum Tage gegeben, in denen nicht irgendwo auf der Welt verfeindete Gruppen gegeneinander gekämpft haben. Zweitens, dass unabhängig davon, wie friedlich oder kriegerisch es auf der Welt zugeht, Geschlechterstereotype im Zusammenhang mit Krieg und Frieden äußerst präsent sind und immer wieder aufgerufen werden. Medien spielen in diesem Prozess der Konstruktion und (Re-)produktion von Geschlechterstereotypen eine entscheidende Rolle.

Der Beitrag ist so aufgebaut, dass ich vor der Beschäftigung mit Medien kläre, was Stereotype sind, um welche Art Stereotyp es sich bei Geschlechterstereotypen handelt und in welcher Verbindung sie zu anderen, auf sozialer Kategorisierung beruhenden Stereotypen stehen. Den Ausführungen zu Medien, Stereotypen und Krieg folgt ein Exkurs über den sogenannten Historikerinnenstreit, um ausgehend von der Debatte über die Subjektfähigkeit von Frauen und die Möglichkeit des Täter_innen-Seins, historische und aktuelle Beispiele für geschlechterstereotype Zuschreibungen in den Medien zu versammeln und ihre Gemeinsamkeiten und Unterschiede zu analysieren.

Stereotype

Der Publizist Walter Lippmann (1889 – 1974) hat in seinem Werk *Public Opinion* von 1922 die individuelle und gesellschaftliche Kommunikation mittels Medien in den Blick genommen. Ausschlaggebend waren dafür die Erfahrungen mit der Propaganda während des Ersten Weltkriegs. *Public Opinion* zählt zu den Klassikern der kommunikationswissenschaftlichen Stereotypenforschung (vgl. Wilke 2007; Thiele 2015). Lippmann verstand unter Stereotypen die „Bilder in unseren Köpfen“¹³ (Lippmann 1964: 9) und war der Auffassung, dass Stereotype unsere Wahrnehmung maßgeblich bestimmen, „es sei denn die Erziehung habe sie uns in aller Deutlichkeit bewußt gemacht.“ (Ebd.: 68)

Seit dieser Definition von *Stereotype* sind viele weitere formuliert worden. Meine lautet, dass es sich bei ihnen um Eigenschaften bzw. Qualitäten handelt, die als verbunden mit Kategorisierungen von Personen, Gegenständen, Situationen oder auch abstrakten Dingen und Ideen wahrgenommen werden. Voraus geht der Stereotypisierung also die Kategorisierung. Lars-Eric Petersen und Iris Six-Materna geben zu bedenken, was das für das stereotypisierte Individuum bedeutet:

„Je weiter oder globaler eine Kategorie gefasst wird, und je mehr Personen ihr damit zugeordnet werden können, umso mehr spezifische Informationen gehen über die einzelnen Mitglieder der Kategorie verloren, so dass Kategorisierung und die damit einhergehende effizientere Informationsverarbeitung unweigerlich mit Informationsverlust verbunden ist.“ (Petersen/Six-Materna 2006: 431)

Kategorisierungen erfolgen jedoch nicht nur aufgrund *einer* sozialen Kategorie wie *race*, *class* oder *gender* bzw. aufgrund *einer* „bipolaren Differenz“ (Lutz/Wenning 2001) wie etwa heimisch/fremd, arm/reich, weiblich/männlich

¹³ Die Überschrift des Einleitungskapitels zu *Public Opinion* (1922) lautet: „The World Outside and the Pictures in Our Head“. In der deutschen Übersetzung (1964) wurde daraus: „Äußere Welt und innere Vorstellungen“.

etc. Vielmehr überlagern und durchdringen sich soziale Kategorien und damit auch auf Kategorisierungen beruhende Stereotype. Das spricht für einen intersektionalen Ansatz in der Stereotypenforschung, der die aus der Interdependenz von Kategorien möglicherweise erfolgende Mehrfachdiskriminierung in den Blick nimmt.

Was konkret meint Intersektionalität in der Stereotypenforschung? Wir unterscheiden zwar zwischen nationalen, ethnischen, religiösen, geschlechtlichen, sexuellen, Alters- und Berufstereotypen, sehen aber an Beispielen wie „die israelische Soldatin“, „der Islamist“ oder „die polnische Altenpflegerin“, wie sehr geschlechtliche, religiöse, nationale, Klassen-, Alters- und Berufstereotype einander durchdringen.

Wenn hier nun *Geschlechterstereotype* als Zuschreibungen, positive wie negative, an zuvor nach Geschlecht kategorisierte Personengruppen im Mittelpunkt der Betrachtung stehen, sollte bedacht werden, mit welchen anderen sozialen Kategorien Geschlecht jeweils verbunden ist.

Doch warum überhaupt der Rückgriff auf Stereotype? Eine in der Literatur immer wieder genannte Funktion von Stereotypen ist die der Komplexitätsreduktion, verbunden mit dem Hinweis, dass die Welt immer komplizierter werde und wir einer Fülle von Informationen ausgesetzt seien (vgl. Lippmann 1964: 67f.; Noelle-Neumann 1990: 292; Luhmann 2002: 167f.). Identitätsbildung und -stabilisierung, Integration und Steigerung des Selbstwertgefühls sind weitere Funktionen von Stereotypen und Vorurteilen (vgl. Hahn 2002: 41), wobei die Kehrseite der ‚Funktionserfüllung‘ Ausgrenzung der als anders und fremd oder gar feindlich Bezeichneten bedeutet. Abgrenzung und Exklusion beschränken sich aber nicht auf diejenigen, die außerhalb des eigenen Territoriums, im ‚Feindesland‘ leben. Es lassen sich auch Vorurteile gegen Minderheiten und Randgruppen innerhalb der eigenen Gesellschaft aktivieren und zum Feindbild bzw. Feindinnenbild verdichten. Dazu ist es freilich notwendig, sie erst zu Fremden zu machen, sie aus der Mehrheitsgesellschaft auszugrenzen. Die Geschichte des Antisemitismus liefert dafür erschreckende Beispiele.

Eine weitere Behauptung, die im Zusammenhang mit Stereotypen immer wieder getroffen wird, lautet, sie seien ausgesprochen langlebig, würden von Generation zu Generation weitergegeben und seien auch durch Logik und Fakten nur schwer aufzuweichen. Der Grund dafür liegt in Phänomenen, die z.B. Leon Festinger 1957 in der „Theorie der kognitiven Dissonanz“ beschrieben hat: Menschen neigen dazu, Dissonanzen, d.h. Widersprüche zwischen äußeren Reizen und inneren Modellen ‚der‘ Realität, zu vermeiden bzw. auszugleichen. Die Wahrnehmung konzentriert sich dann auf die Aspekte, die das Stereotyp stützen, und vernachlässigt jene, die ihm widersprechen (vgl. Festinger 1978: 138). So einleuchtend diese

Theorie sein mag, bleibt dennoch zu fragen, ob Stereotype nicht doch wandelbar, vielleicht sogar auflösbar sind und eine weniger auf Stereotype setzende Medienberichterstattung möglich ist?

Medien, Stereotype und Krieg

Einen wichtigen Beitrag zur Stereotypenforschung hat die Medien- und Kommunikationswissenschaft dadurch geleistet, dass sie sich mit Nachrichtenfaktoren und Nachrichtenwerten beschäftigt und gefragt hat, was überhaupt ein Ereignis zu einem berichtenswerten Ereignis macht? Wie kann es sein, dass wir über bestimmte Kriege und Konflikte kaum etwas erfahren? Oder wie bei den aktuellen Kriegen und Konflikten in der Ukraine oder in Syrien die Kriegsgefahr im Vorfeld nicht erkannt haben?

Die norwegischen Wissenschaftler_innen Marie Holmboe Ruge und Johan Galtung haben bekanntlich Faktoren benannt, die die Nachrichtenauswahl bestimmen. Diese sind u.a. die Außergewöhnlichkeit eines Ereignisses, seine Eindeutigkeit und Bedeutsamkeit/Relevanz, ob dieses Ereignis besonders überraschend ist oder unseren Erwartungen entspricht, die Entwicklung des Ereignisses, sein „Karriereverlauf“ (vgl. Galtung/Ruge 1965: 65). Entscheidend sei zudem – und das sind dann eher kulturabhängige Faktoren –, um *welche* Personen und Nationen es geht, denn über so genannte „Elitenationen“ und „Elitepersonen“ werde eher berichtet. Und häufig ausschlaggebend: der Faktor Negativität (vgl. ebd.: 68). Ein Ereignis hat desto eher eine Chance publiziert zu werden, je mehr dieser Faktoren zutreffen oder je stärker sie ausgeprägt sind. Demnach bieten Kriege und Konflikte, zumal wenn „Elitenationen“ beteiligt sind, ausreichend Anlass zu berichten.

Winfried Schulz sieht mit Hinweis auf Walter Lippmann und in Abgrenzung zum „realistischen“¹⁴ Ansatz Galtungs und Ruges in Nachrichtenfaktoren „weniger Merkmale von Ereignissen (. . .) als vielmehr journalistische Hypothesen von Wirklichkeit“ (Schulz 2009: 390). Er erläutert, dass das,

„(. . .) was die Medien als ‚Ereignis‘ begreifen, bereits das Ergebnis von Selektions- und Verarbeitungsprozessen ist. Ereignisse sind in der natürlichen und sozialen Umwelt nicht ‚roh‘ vorfindbar, sodass man sie mit ihrem journalistischen ‚Abbild‘, den Nachrichten vergleichen könnte. Auch Ereignisse müssen erst als solche definiert werden, indem das kontinuierliche

¹⁴ Unter „realistischer“ Forschung innerhalb der Medien- und Kommunikationswissenschaft werden diejenigen Studien zusammengefasst, die nach der wirklichkeitsgetreuen Wiedergabe von Ereignissen in den Medien fragen und so die Medienberichterstattung mit der Realität vergleichen. Im Gegensatz dazu sehen konstruktivistische Studien Medien als „Weltbildapparate“, die an der Erzeugung von Medienrealität aktiv beteiligt sind (vgl. hierzu auch Schulz 1989; Thiele 2008).

Geschehen interpunktiert, indem sinnvolle ‚Figuren‘ von einem irrelevanten ‚Hintergrund‘ abgehoben werden. Ohne derartige *konstruktive* (Hervorheb. M.T.) Operationen des Betrachters ist Wahrnehmung, ist auch Nachrichtenberichterstattung nicht möglich.“ (ebd.: 396)

Stereotype sind Teil dieser konstruktiven Operationen. Die Orientierung an Nachrichtenfaktoren fördert geradezu eine stereotype Berichterstattung. Zumal zu Beginn eines Konfliktes, wenn die Lage verworren ist, tendiert die Berichterstattung zur ‚Eindeutigkeit‘, zu Schwarz-Weiß-Malerei und Freund-Feind-Schemata anstelle differenzierter Sichtweisen. Hinzu kommt, dass die verfügbaren Informationen nicht selten PR-Produkte sind und damit ‚die Wahrheit‘ – wobei zu fragen ist, wessen Wahrheit? – in der Tat eines der ersten Opfer des Krieges ist.

Die Zunahme einer stereotypen Berichterstattung in Kriegszeiten erklären Elisabeth Klaus und Susanne Kassel mit einer Verschränkung von Medienlogik, Kriegslogik und Geschlechterlogik (vgl. Kassel/Klaus 2003: 14-18). Medien folgen der Kriegslogik und seien „strukturell militarisiert“ (Kassel/Klaus 2003: 16; vgl. Dominikowski 1993: 47f., 2004: 78f.). Geschlechterlogik meint in diesem Zusammenhang, dass Krieg und Frieden eng mit traditionellen Konzepten von Männlichkeit und Weiblichkeit verbunden sind (vgl. Kassel/Klaus 2003: 14). Jener traditionellen Auffassung zufolge sind Männer kampfeswillig und -fähig, ziehen furchtlos und bereit zu sterben in den Krieg, um Volk und Vaterland zu verteidigen, während friedfertige Frauen schicksalsergeben ihre Männer und Söhne ziehen lassen und den Verlust ihrer Angehörigen, ihrer Heimat und ihrer Habe tapfer hinnehmen.

Diese konventionelle, von Medien häufig verbreitete Sichtweise wird zuweilen durchbrochen und Geschlechterrollen und -stereotype mit Hinweis auf kämpferische Frauen und ‚Täterinnen‘ in Frage gestellt. Frauen werden dann nicht mehr als das ‚von Natur aus‘ friedfertige Geschlecht präsentiert, sondern als ‚wider ihre Natur‘ handelnde ‚Flintenweiber‘. Auch diese extreme Geschlechterstereotypisierung, bei der Frauen ausnahmsweise als handelnde Subjekte auftreten, macht sich aus Sicht der Medienproduzent_innen bezahlt. Sie lässt sich medienökonomisch und -theoretisch begründen. Folgt man der Nachrichtentheorie, sind für diese Art Berichterstattung über Frauen als Akteurinnen die Nachrichtenfaktoren Überraschung, Variation, Personalisierung und Negativismus ausschlaggebend.

Frauen als Akteurinnen in Sachen Krieg und Frieden

Anhand recht unterschiedlicher Personen und ihrer medialen Präsenz möchte ich im Folgenden die Annahme prüfen, dass Geschlechterstereotype im Zusammenhang mit Krieg und Frieden trotz einiger Variationen und Substereotype äußerst stabil sind. Ich beginne mit Bertha von Suttner, die als Friedensaktivistin durch-

aus kämpferisch aufgetreten ist, was ihr den Namen „Friedens-Bertha“ einbrachte, und schließe mit Ursula von der Leyen, die als deutsche Verteidigungsministerin den Spitznamen „Flinten-Uschi“ erhalten hat. Beide Frauen waren keine Soldatinnen, sind aber mit Fragen von Krieg und Frieden befasst (gewesen). Zwischen ihnen liegt ein nicht sehr friedvolles Jahrhundert, in dem nicht nur Männer an Kriegen aktiv teilgenommen haben, sondern auch Frauen. Letzteres gerät zuweilen in Vergessenheit oder wird in einer Form verhandelt, die jenen Frauen nicht gerecht wird. Im sog. Historikerinnenstreit ist die Debatte über die Subjektfähigkeit von Frauen und ihre Mittäter_innenschaft kulminiert. Hier nur einige Bemerkungen dazu, andernorts ist die Kontroverse über *Frauen im Nationalsozialismus – Opfer oder Täterinnen?* bereits sehr gut aufgearbeitet worden (vgl. Herkommer 2005).

Exkurs Historikerinnenstreit

Ausgelöst wurde der Historikerinnenstreit Mitte der 1980er Jahre dadurch, dass feministische Kritikerinnen (nichtfeministische Kritiker ohnehin) den Forscherinnen, die über den Nationalsozialismus und Zweiten Weltkrieg gearbeitet hatten, vorwarfen, die historischen Akteurinnen lediglich als Objekte einer frauenfeindlichen Politik und Ideologie zu betrachten. Auf diese Weise hätten sie Frauen apologetisch zu Opfern stilisiert und die Täterinnen systematisch übersehen.

Für die erste Phase feministischer Geschichtswissenschaft, die von Beginn der so genannten Zweiten Frauenbewegung bis in die 1980er Jahre reicht, mag diese Kritik z.T. berechtigt sein. Ein Blick in die inzwischen sehr umfangreiche Literatur zu dieser Frage zeigt aber, dass kaum ein Verhalten von Frauen und Männern in Kriegszeiten im Allgemeinen und unter den Bedingungen der NS-Diktatur im Besonderen noch nicht erforscht wurde (vgl. Gravenhorst/Tatschmurat 1990; Zipfel 1996; Heinsohn/Vogel/Weckel 1997). Gerade auch das so genannte Mitläufertum, die Mittäterschaft der „ganz normalen Männer“ und eben auch der „ganz normalen Frauen“ ist nicht erst seit Christopher Brownings Studie über das Polizeibataillon 101 *Ganz normale Männer* oder Daniel J. Goldhagens *Hitlers willige Vollstrecker* ein Thema. Es gab, so Ulrike Weckel, zwar „(. . .) relativ wenig fanatische Überzeugungstäterinnen, aber ein sehr breites Spektrum an Opportunismus, Profitgier, Nutznießereien, Schadenfreude und mangelnder Zivilcourage (. . .)“ (Weckel 1997: 12).

Gewehrt haben sich feministische Forscher_innen allerdings gegen eine Fokussierung auf die zahlenmäßig wenigen Täterinnen und gegen die Behauptung, Frauen hätten Hitler an die Macht gebracht. Annemarie Tröger u.a. wiesen diese These als weitere ‚Dolchstoßlegende‘ zurück (vgl. Tröger 1977). Doch trotz aller auf Wahlanalysen und Umfragen basierenden Argumente ist diese Legende in der Welt und wird auch in anderen politischen Zusammenhängen verbreitet. Sie ist

Teil eines Rechtfertigungsdiskurses, in dem mit dem Hinweis auf die Mitschuld ‚der‘ Frauen eigene Schuld relativiert werden kann.

Festzuhalten bleibt, dass es eine Vielfalt an Verhaltensweisen in Kriegszeiten gibt, sich dies aber kaum in der Kriegsberichterstattung widerspiegelt. Auch in der anschließenden publizistischen und wissenschaftlichen Aufarbeitung setzt sich eine differenzierte Sicht nur allmählich durch. Mangelnde Vielfalt und Differenzierung in der Berichterstattung ist freilich kein auf die Kriegsberichterstattung begrenztes Phänomen. Es ist ebenso nachweisbar in Friedens- bzw. Vor- und Nachkriegszeiten wie das Beispiel Bertha von Suttner zeigt.

Bertha von Suttner

Wie langlebig Geschlechterstereotype im Zusammenhang mit Krieg und Frieden sind, zeigt sich an der Publizistin und ersten Friedensnobelpreisträgerin Bertha von Suttner (1843 – 1914), die 1905 mit dem Preis ausgezeichnet wurde. Von Suttner, geborene Gräfin Kinsky von Chinic und Tettau, war mit dem Stifter des Preises, dem Erfinder des Dynamits, Alfred Nobel, persönlich bekannt und befreundet. Schließlich hatte die verarmte Adelige kurze Zeit für ihn als Sekretärin und Hausdame gearbeitet, heiratete dann aber doch ihre große Liebe, den sechs Jahre jüngeren Arthur Gundaccar von Suttner, dessen Eltern diese Beziehung nicht goutierten. Das Paar engagierte sich politisch für Frieden und soziale Gerechtigkeit, für die Sache der Frauen und gegen Antisemitismus. Durch Übersetzungen und journalistische Beiträge versuchten sie Geld zu verdienen. 1896 erschien Bertha von Suttners Roman *Die Waffen nieder*, der ein Welterfolg wurde. Mit Berthas wachsender Bekanntheit wuchs auch die Zahl ihrer Gegner_innen. Die Historikerin Brigitte Hamann schreibt: „Die Zeitungen verhöhnten sie in gehässigen Karikaturen als ‚Friedensbertha‘, als ‚Judenbertha‘ (wegen ihres Engagements gegen den Antisemitismus) oder als ‚rote Bertha‘ (wegen ihrer offenen Sympathien für den Sozialismus).“ (Hamann 1991: 35) Von Suttner wurde zur Zielscheibe all jener, die nationalistisch, militaristisch, antisemitisch und antiemanzipatorisch eingestellt waren. Auch innerhalb der Frauenbewegung(en) genoss die Adelige, die den einen zu bürgerlich, den anderen zu sozialistisch erschien, keine uneingeschränkte Unterstützung, zumal sie den Einsatz für den Frieden nicht als Frauenangelegenheit, sondern als humanistische Aufgabe verstand. Eine Strategie ihrer männlichen Gegner bestand jedoch darin, eine Gleichsetzung zwischen Frauenbewegung und Friedensbewegung vorzunehmen und letztere als ‚weibisch‘ und ‚feige‘ zu diffamieren. So dichtete der junge Rainer Maria Rilke:

„[. . .] Doch heute sind verhallt die Kampfeslieder,
 herein bricht eine neue feige Zeit,
 erbärmlich murmeln sie: ‚Die Waffen nieder,
 genug, genug, wir wollen keinen Streit.‘
 [. . .] Ermannet Euch! Gefährten, Freunde, Brüder,
 die ihr doch stets das Vaterland geliebt,
 nun merket wohl: ‚Es gibt kein Waffen nieder,
 weil’s keinen Frieden ohne Waffen gibt!‘“

Von Suttners unermüdlichen Einsatz für den Frieden denunzierten ihre Gegner als ‚naiv‘. Doch woher kam der Name Friedens-Bertha? Er erscheint naheliegend, weil hier der Vorname der Protagonistin und das Thema, für das sie sich einsetzt, verbunden sind. Jemanden beim Vornamen zu nennen, zeugt aber nicht nur von großer Vertrautheit oder Prominenz, sondern enthält auch ein Moment der Herabsetzung, zumal wenn andere Bezüge zu diesem Namen mitgedacht werden¹⁵. Und da ist zuallererst die Bezeichnung für eine Art Wunderwaffe zu erwähnen, die dem deutschen Kaiser Wilhelm II. im März 1914 vorgeführt wurde: die „dicke Bertha“, ein Mörser mit 42-Zentimeter-Kaliber. Waffen mit Namen zu versehen, gerade auch mit Frauennamen, ist bis heute üblich. „Dicke Bertha“ avancierte schon vor der Präsentation „zum Pseudonym für Durchschlagskraft, für Kraft durch Masse.“ (Kulke 2014: o.S.) So erklären sich die Karikaturen, in denen Bertha von Suttner als vollschlanke Wunderwaffe der pazifistischen Bewegung dargestellt wurde. Hinzu kommt, dass die Frau, die 1902 noch minderjährig Alleinerbin der Friedrich Krupp AG wurde – dem Unternehmen, das die Entwicklung des Geschützes vorangetrieben hatte – auch Bertha hieß. Beide Berthas waren prominent, kannten sich aber nicht persönlich. Doch 1910 wandte sich Bertha von Suttner direkt an Bertha Krupp in der Hoffnung von ihr – ähnlich wie vom „Dynamitkönig“ Alfred Nobel – finanziell und politisch unterstützt zu werden. Der Appell an die „Kanonenkönigin“ blieb unerwidert. (Vgl. Hamann 1991: 36) Den Ausbruch des Ersten Weltkriegs hat Bertha von Suttner nicht mehr erlebt. Sie starb im Juni 1914.

‚Helferinnen‘ und ‚Flintenweiber‘ im Zweiten Weltkrieg

Anhand weiterer Beispiele aus der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts lässt sich zeigen, wie langlebig Stereotype sind und wie Geschlechter-, Berufs- und Nationstereotype in der Kriegs- und Krisenberichterstattung miteinander verschränkt

¹⁵ Das gilt gleichermaßen für „Flinten-Uschi“, wobei die Kurzform von Ursula, Uschi, zur Kennzeichnung eines Frauen-(Stereo-)typs verwendet wird, etwa in der Filmkomödie *Manta, Manta* oder dem Buch *Das Uschi-Prinzip*.

sind. Es geht um die während des Nationalsozialismus verbreiteten positiven und negativen Stereotype zu weiblichen Wehrmachtsangehörigen auf der einen, Soldatinnen der Roten Armee auf der anderen Seite.

In beiden Armeen des Zweiten Weltkriegs waren auch Frauen tätig, allerdings in unterschiedlichem Ausmaß, in unterschiedlichen Funktionen und auf unterschiedlichen Hierarchieebenen. Das 1935 erlassene deutsche Wehrgesetz verpflichtete im Kriegsfall auch Frauen zum ‚Dienst am Vaterland‘. Mit Kriegsbeginn und vor allem im weiteren Kriegsverlauf wurden auf deutscher Seite junge Frauen als ‚Helferinnen‘ eingesetzt. Insgesamt unterstanden bei Kriegsende ca. 500.000 Frauen der Wehrmacht. Diese Frauen unterlagen den Bestimmungen des Militärstrafgesetzbuches, der Wehrmachtsdisziplinarstrafordnung und der Kriegsverfahrensordnung, galten rechtlich aber nicht als Soldatinnen, sondern eben als ‚Helferinnen‘ (vgl. Blum 2005). Das deutet schon auf den Spagat, der propagandistisch vorgenommen werden musste: Einerseits sollte der Platz der deutschen Frau zuhause, an der ‚Heimatfront‘ sein, andererseits machte es der Kriegsverlauf erforderlich, auch Frauen im militärischen Bereich einzusetzen, beispielsweise als Ärztin, Krankenschwester, Fernmelderin oder Flakhelferin. Sprachlich drückte sich die Aufgabenerweiterung in Euphemismen wie ‚Blitzmädel‘, ‚tüchtige Kameradin‘ oder ‚Wehrmachtsschwester‘ aus. In der Presse und in Büchern fanden sich Beschreibungen von den Abenteuern und der Kameradschaft, die junge Frauen als Stabs- oder Nachrichtenhelferinnen erleben konnten.

An vorderster Front aber sollten deutsche Frauen nicht eingesetzt werden, womit man sich deutlich von der sowjetischen Roten Armee abgrenzen wollte. Deren Soldatinnen und Partisaninnen in den besetzten Gebieten diffamierte die NS-Propaganda als ‚Flintenweiber‘ und benutzte damit einen Begriff, der sich bis zur Französischen Revolution zurückverfolgen lässt und den Angehörige deutscher Freikorps wieder verwendeten, die nach der Russischen Revolution auf Seiten der Revolutionsgegner gegen die Bolschewiki gekämpft hatten. Diese Freikorpsliteratur erzielte in den zwanziger und dreißiger Jahren des 20. Jahrhunderts hohe Auflagen und verbreitete das Stereotyp des ‚Flintenweibs‘. In Erich F. Behrendts Buch *Soldaten der Freiheit* von 1935 heißt es:

„Es ist bekannt, dass hinter den roten Linien Flintenweiber standen, die im Falle des Zurückweichens die Flüchtenden aufzuhalten und wenn die Flucht nicht aufzuhalten war, in die eigenen Leute hineinzuschießen hatten. Diese Flintenweiber waren grausame Furien, wie sie nur der Bolschewismus ersinnen konnte.“ (Behrendt 1935: 89)

Cordt von Brandis behauptet in seinem 1939 erschienen Buch *Baltikumer – Schicksal eines Freikorps*:

„Einen unserer auf Patrouille gefallenen Dragoner hatten diese Furien nackt ausgezogen, seine Uniform auf eine Stange gesteckt und im Triumph herumgetragen. Dem Leichnam wurden die Augen ausgestochen, Nase und Geschlechtsteile abgeschnitten, und so ließ man ihn auf der Straße liegen.“ (von Brandis 1939: 175)

Das, so legt der Autor nahe, rechtfertige „Rache“:

„Die Amazonen liefen um ihr Leben [. . .]. Der Kapitän setzte ihnen Granate auf Granate vor die Nasen. Immer mehr blieben bewegungslos liegen. Schließlich kamen die Letten mit den gefangenen Weibern zurück. Sie trugen eine Bluse, genau wie die der Soldaten, ebenso die Pudelmütze und die Patronentaschen. Unten waren sie mit einem Frauenrock aus Militärtuch bekleidet. Zum größten Teil waren es hübsche Mädchen, nur entstellt durch den fanatischen Bolschewisten-Blick, der bei Frauen, die sich in politische Dinge einmischen, so abstoßend wirkt. Fast alle behaupteten sie, ‚Studentinnen‘ zu sein [. . .]. Nicht die Spur von Mitleid konnte ich für diese Petrolöfen aufbringen.“ (ebd.: 174f.)

Etwas später beschreibt von Brandis noch süffisant, was mit den Soldatinnen bis zu ihrem Abtransport und sicherem Tod geschah: „Bis dahin mussten die glücklichen Fänger sie bewachen, die nachher behaupteten, sie mit ‚Liebe‘ behandelt zu haben und ihnen auch ‚Abendbrot‘ in Gestalt von 25 Rutenhieben gegeben zu haben.“ (ebd.: 176f.)

Der Begriff ‚Flintenweib‘ stand also in einem ideologischen Kontext, beabsichtigt war eine dreifache Diffamierung: Solche Wesen seien politisch fehlgeleitet, keine richtigen Frauen und erst recht keine richtigen Kämpfer, sondern irgendetwas Widernatürliches, Eindringlinge in die doch ‚männlichen‘, bislang den Männern vorbehaltenen Domänen der Politik und des Krieges. Schon rein äußerlich hätten sie nichts mit ‚normalen‘ Frauen gemein.



Quelle: Cordt von Brandis (1939): *Baltikumer – Schicksal eines Freikorps*. Berlin: Traditions-Verlag Kolk & Co, S. 175.

Das Feindinnenbild von der sowjetischen Soldatin wurde im Zweiten Weltkrieg reaktiviert und erreichte eine so große Verbreitung, dass auch die Betroffenen selbst davon Kenntnis erlangten. Eine sowjetische Jagdfliegerin notierte in ihrem Tagebuch:

„[. . .] Die Deutschen haben von der Existenz unseres Regiments erfahren. Sie nennen uns ‚unsterbliche Juden‘. Die Deutschen sagen, dass unser Regiment aus Straßenmädchen besteht. Dass man uns spezielle Spritzen gibt, von denen wir zur Hälfte unsere Weiblichkeit verlieren. Auf diese Art und Weise seien wir halb Frauen, halb Männer [. . .].“ (Dokutowitsch 1943)

Hier ist die Durchdringung nationaler, religiöser, körperlicher und geschlechtlicher Stereotype offenkundig. Das Stereotyp vom ‚Flintenweib‘, von der Soldatin, die ‚wider ihre Natur‘ handelt, ist jedoch längst nicht auf russische Soldatinnen in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts beschränkt. Bis heute wird es zur Festigung bestehender Geschlechterordnungen und zur Abgrenzung von Soldatinnen gegnerischer Armeen reaktiviert.

Lynndie England und Jessica Lynch

Verschiedene Wissenschaftlerinnen (vgl. Weckel 2004; Kassel 2005) haben am Beispiel Lynndie England die Persistenz des Flintenweib-Stereotyps untersucht. Wer Lynndie England ist, bedarf nur weniger Erläuterungen. Es genügen die Stichworte ‚Abu Ghraib‘ und ‚Folterskandal‘, um die Bilder von der lachenden US-Soldatin mit Hundeleine vor einem Haufen nackter Männer vor Augen zu haben. Sich an die Namen und das Aussehen der anderen am Folterskandal Beteiligten zu erinnern, die später ebenfalls verurteilt worden sind, fällt indes schwerer.

Dass dieser Fall im Jahr 2004 eine besondere mediale Aufmerksamkeit erfahren hat, lässt sich mit dem „doppelten Normverstoß“ (vgl. Weckel 2004) der Protagonistin erklären. Lynndie England hat nicht nur – wie die erheblich größere Zahl männlicher Gewalttäter auch – die Regeln menschlichen Zusammenlebens verletzt, sondern zudem gegen die Auffassung von der friedlicheren Frau verstoßen. Hinzu kommt, dass eine Frau an der Ausübung *sexueller* Gewalt gegen Männer beteiligt war. Deswegen ließe sich gar von einem dreifachen Normverstoß sprechen.

Inhaltsanalysen der Berichterstattung über den Folter-Skandal in Abu Ghraib bestätigen die Personalisierung und Stereotypisierung (vgl. Kassel 2005). Die US-Soldatin wird überwiegend als ‚Flinten-Weib‘ und sadistische Täterin, als unweiblich, letztlich anormal beschrieben, in manchen Beiträgen aber auch als Mitläuferin, die aufgrund ihrer ‚Hörigkeit‘ gegenüber dem ebenfalls angeklagten Charles Graner mitgemacht habe.

Ein gänzlich anderes Bild ‚der‘ im Irakkrieg eingesetzten US-amerikanischen Soldatin wurde hingegen durch die Berichterstattung über Jessica Lynch vermittelt. Sie ist im Frühjahr 2003 als Soldatin einer Versorgungseinheit in irakische Gefangenschaft geraten. Aus einem irakischen Krankenhaus wurde sie dann nachts von US-Spezialeinheiten befreit, alles im Beisein eines Fernseheteams. Die spektakulären Bilder der glücklichen, jungen Frau, die sich bei ihren Kameraden bedankt, wurden zwar bald in ihrer Inszeniertheit hinterfragt, doch war die Geschichte von der hübschen Soldatin aus einem kleinen Ort in West Virginia, die sich durch ihre Zeit beim Militär die College-Ausbildung zur Grundschullehrerin finanzieren will, zu schön, um nicht erzählt zu werden.

Im Falle Jessica Lynchs wurden Geschlechter-, Alters- und Berufstereotype aktiviert, die die traditionelle Geschlechterordnung in der Gesellschaft und im Militär weit weniger in Frage stellen als im Falle Lynndie Englands. Dennoch ergänzen sich beide Zuschreibungsmuster und belegen in ihrer extremen Auslegung von Weiblichkeit und Militär – sadistische Täterin versus rettenswertes Opfer – die Begrenztheit und Stereotypie, mit der gemeinhin Soldatinnen wahrgenommen und beschrieben werden.

Ursula von der Leyen

Die Bezeichnungen ‚Friedens-Bertha‘ und ‚Flinten-Uschi‘ zeigen freilich, dass diese Begrenztheit der Wahrnehmung nicht auf Soldatinnen beschränkt ist, sondern jegliche mit Krieg und Frieden befasste politische Akteurinnen betreffen kann. Und auch der zeitliche Abstand von mehr als hundert Jahren scheint daran wenig geändert zu haben, denn die medialen Repräsentationen der deutschen Verteidigungsministerin Ursula von der Leyen ähneln in manchen Punkten denen der Friedensaktivistin Bertha von Suttner.



„Kriegsminister“ Bertha von Suttner
und „Kriegsministerin“ Ursula von
der Leyen in der Presse

Beide werden als mächtige Frauen dargestellt, die nach noch mehr Macht und Einfluss streben. Beide werden als ehrgeizig, idealistisch, durchsetzungswillig, aber auch als naiv und politisch unerfahren beschrieben – unabhängig davon, wie lange sie schon Politik betreiben. Dass Ursula von der Leyen vor der Übernahme des Postens der Verteidigungsministerin, bereits von 2005 bis 2009 Bundesministerin für Familie, Senioren, Frauen und Jugend und von 2009 bis 2013 Bundesministerin für Arbeit und Soziales gewesen ist, disqualifiziert sie in den Augen vieler, vor allem Männer, für das Amt der Verteidigungsministerin. Die siebenfache Mutter von der Leyen solle sich lieber weiter um ‚Familie und Gedöns‘¹⁶ kümmern, so die Meinung eines Teils ihrer Kritiker. Der andere Teil sieht in ihr hingegen die „Kriegsministerin“¹⁷, die sich nicht scheue, deutsche Waffen und deutsche Truppen überall hin zu schicken.

Ursula von der Leyen polarisiert: während sie in Meinungsumfragen zur Bekanntheit und Beliebtheit deutscher Spitzenpolitiker_innen kontinuierlich gut abschneidet, finden sich vor allem im Netz hasserfüllte Blogeinträge, die über

¹⁶ Der spätere deutsche Bundeskanzler Gerhard Schröder (SPD) bezeichnete 1998 so das Ministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend. Er bedauert inzwischen diese Äußerung. Die Bezeichnung ist aber weiterhin in den einschlägigen Foren zu finden.

¹⁷ So auch der Titel des Magazins *stern*, Nr. 36 vom 28.08.2014. Weiter heißt es auf dem Cover: „Ursula von der Leyen drängt Deutschland in eine neue Rolle als Ordnungsmacht. Und will sich damit auch als Merkels Nachfolgerin profilieren.“

den alltäglichen Sexismus weit hinaus gehen. Dazu kommt ein Klassismus, den auch Bertha von Suttner aufgrund ihrer adeligen Herkunft zu spüren bekam. Von der Leyen wird zum Vorwurf gemacht, dass ihr Vater niedersächsischer CDU-Ministerpräsident gewesen ist und ihr den Einstieg in die Politik erleichtert habe, zudem dass sie sich sieben Kinder und deren Betreuung ja finanziell leisten könne.

Was aber visuelle Repräsentationen anbelangt, sind deutliche Unterschiede auszumachen. Während Bertha von Suttner in Karikaturen als wenig attraktive „dicke Bertha“ und Palmwedel schwingende „Friedens-Bertha“ gezeichnet wurde (vgl. Berghold 2005), erfährt Ursula von der Leyen neben der Darstellung als kleine, schmale, blonde Frau inmitten großer, uniformierter Männer auch die der taffen „Flinten-Uschi“: häufig nur spärlich bekleidet, meistens aber schwer bewaffnet. Gerade auf privaten Websites finden sich solche manipulierten Bilder, die einiges über die sexuellen Fantasien der Homepagebetreiber verraten und die auf Variationen des Flintenweib-Stereotyps verweisen. Denn ‚Flintenweiber‘ werden nicht nur als ‚vermännlicht‘ und ‚hässlich‘ imaginiert, sondern auch als sexuelle Herausforderung. Die Video- und Computerspielfigur Lara Croft, im Film verkörpert durch Angelina Jolie, kann als Prototyp dieses ‚attraktiven Flintenweibs‘ gelten.



Fotomontage von „Flinten-Uschi“

Substereotype, Varianten und Modernisierungen des Flintenweib-Stereotyps laufen letztlich jedoch auf die Bestätigung des traditionellen Stereotyps hinaus. Herausgestellt wird weiterhin die Besonderheit der bewaffneten, kampfbereiten Frau oder – bei Bertha von Suttner und Ursula von der Leyen – dass Frauen sich in Angelegenheiten einmischen, die lange Zeit ‚Männersache‘ waren: Krieg, Mi-

litär, Politik. Bis heute lösen damit befasste Frauen Irritationen aus, was an essentialistischen Zuschreibungen liegt. Danach scheuen Frauen politische Macht und Verantwortung, sind friedfertiger und schrecken vor Gewalt zurück, sie haben Leben zu schenken, statt zu töten. Diese Zuschreibungen sind der Ausgangspunkt für Geschlechterstereotype. Wenn sie sich als nicht zutreffend erweisen, werden allerdings nicht die Zuschreibungen oder gar diejenigen, die sie vornehmen, in Frage gestellt und kritisiert, sondern diejenigen, auf die sie sich beziehen: ‚die Frauen‘. Deswegen spricht einiges dafür, den Blick von den Stereotypisierten, den ‚Flintenweibern‘ und ‚Friedens-Berthas‘, auf diejenigen zu richten, die stereotypisieren.

Fazit: Stereotypenforschung als „unfinished business“

Damit wäre eine Forderung an die zukünftige kommunikationswissenschaftliche Stereotypenforschung und speziell die Erforschung von Geschlechterstereotypen in Zeiten von Krieg und Frieden gestellt. Doch kommen wir noch einmal auf das ‚Flintenweib‘-Stereotyp zurück. Es ist aufgrund seiner überwiegend negativen Ladung und der Vielzahl an Vorurteilen, mit denen es verbunden ist, ein Feindbild, besser noch ein *Feindinnenbild*, das unabhängig von Krieg und Frieden präsent ist. Es ist nicht auf Soldatinnen feindlicher Armeen beschränkt, sondern wird auch in innenpolitischen Auseinandersetzungen eingesetzt, wie die Beispiele Bertha von Suttner und Ursula von der Leyen zeigen. Selbst wenn es sich um Angehörige ein und derselben nationalen Armee handelt, wie im Fall von Jessica Lynch und Lynndie England, werden sehr unterschiedliche Deutungen vorgenommen. Neben Geschlecht und Nation sind auch Klasse, politische und ideologische Nähe, (sexuelle) Attraktivität und viele weitere Faktoren ausschlaggebend. Um das zu verdeutlichen, wurden hier so unterschiedliche Beispiele versammelt. Die Reihe ließe sich noch ergänzen, etwa um Bilder von kurdischen Peschmerga-Kämpferinnen (vgl. Der Spiegel 2014: 1), die sich dem IS entgegenstellen oder um Berichte über die aus den Vereinigten Arabischen Emiraten stammende Pilotin Mariam Al Mansuri, die Luftangriffe gegen die Dschihadisten in Syrien fliegt. Diese gegen Islamisten kämpfenden Soldatinnen werden in westlichen Medien tendenziell positiv beschrieben, was aber nicht heißt, auf Geschlechterstereotype zu verzichten. So zitiert die *Kronen Zeitung* in ihrem Beitrag „Eine Frau & ein Prinz im Kampf gegen den IS“ (Lehner 2014: 12f.) einen Moderator des US-Fernsehsenders Fox, der über die Pilotin Al Mansuri gesagt hat: „Sie konnte zwar Bomben abwerfen, aber den Jet danach nicht einparken.“

Im wissenschaftlichen Diskurs besteht weitgehend Konsens darüber, binäre Denkmuster, stereotype Redeweisen und Bilder zu vermeiden, schon weil der heuristische Wert solcher Begriffspaare wie Täter/Opfer, Mann/Frau, Freund/Feind,

kriegerisch/friedlich für die Analyse sozialen und politischen Handelns fragwürdig ist. Doch kollidiert dieser aufklärerische Ansatz mit der Erkenntnis, dass Stereotype und Vorurteile dennoch in der Welt und nur überaus schwer auflösbar sind. Stereotypenforschung gilt als „unfinished business“ (Schneider 1996), das „bislang nicht zu einer erkennbaren Reduktion von Stereotypen geführt“ (Hahn 2002: 11) habe. Die hier versammelten Beispiele für Geschlechterstereotype in Zeiten von Krieg und Frieden bestätigen diese pessimistische Sicht.

Manches hat sich aber doch verändert, manches was früher als „wahr“ gegolten hat, stellt sich uns heute als unzutreffende Verallgemeinerung, ja als Stereotyp, dar. Walter Lippmann setzte, wie einleitend zitiert, auf Erziehung, die unser Wissen über Stereotype zu erweitern habe. Bewusstmachung, Aufklärung, kann also helfen – trotz des Dilemmas, dass jede Beschäftigung mit Stereotypen sie zunächst wiederbelebt.

Literatur

- Behrendt, Erich F. (1935): Soldaten der Freiheit. Ein Parolenbuch des Nationalsozialismus 1918-1925. Berlin, S. 89. Zit. nach: Deutsch-Russisches Museum Berlin-Karlshorst/Jahn, Peter (Hrsg.) (2002): Katalog zur Ausstellung „Mascha + Nina + Katjuscha. Frauen in der Roten Armee 1941-1945“. Mit einem Beitrag von Swetlana Alexijewitsch. Berlin: Ch. Links Verlag, S. 52.
- Berghold, Josef (2005): Männerfantasien über eine selbstbewusste Frau. Bertha von Suttner in den Illustrationen satirischer Zeitschriften. In: Cohen, Laurie R. (Hrsg.): „Gerade weil sie eine Frau sind . . .“. Bertha von Suttner, die unbekannte Friedensnobelpreisträgerin. Wien: Braumüller, S. 195-226.
- Blum, Bettina (2005): „Einen weiblichen Soldaten gibt es nicht.“ Helferinnen der Wehrmacht zwischen männlichem Einsatz und fraulicher Eigenart. In: Ariadne. Forum für Frauen- und Geschlechtergeschichte, Heft 47, S. 46-51.
- Brandis, Cordt von (1939): Baltikumer – Schicksal eines Freikorps. Mit einem Geleitwort von Generalmajor Rüdiger Graf v. Goltz. Mit 34 Zeichnungen von Erich R. Döbrich und 2 Kartenskizzen. Berlin: Traditions-Verlag Kolk & Co.
- Der Spiegel (2014): Titel. Allein gegen den Terror. Der IS-Vormarsch und der einsame Kampf der Kurden. In: Der Spiegel, H. 44, S. 1. Online unter: <http://www.spiegel.de/spiegel/print/index-2014-44.html> (04.08.2015).
- Dokutowitsch, Galina (1943). Tagebucheintrag einer sowjetischen Jagdfliegerin vom 30. Januar 1943. Zit. nach: Deutsch-Russisches Museum Berlin-Karlshorst/Jahn, Peter (Hrsg.) (2002): Katalog zur Ausstellung „Mascha + Nina + Katjuscha. Frauen in der Roten Armee 1941-1945“. Mit einem Beitrag von Swetlana Alexijewitsch. Berlin: Ch. Links Verlag, S. 62.
- Dominikowski, Thomas (1993): „Massen“medien und „Massen“krieg. Historische Annäherungen an eine unfriedliche Symbiose. In: Löffelholz, Martin (Hrsg.): Krieg als Medienereignis. Grundlagen und Perspektiven der Krisenkommunikation. Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 33-48.

- Dominikowski, Thomas (2004): Massenmedien und Massenkrieg Historische Annäherungen an eine unfriedliche Symbiose. In: Löffelholz, Martin: Krieg als Medienereignis II. Krisenkommunikation im 21. Jahrhundert. Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 59-80.
- Festinger, Leon (1978): Theorie der kognitiven Dissonanz. Titel der Originalausgabe: A Theory of Cognitive Dissonance (1957). Aus dem Englischen übersetzt von Volker Möntmann. Hrsg. von Martin Irle und Volker Möntmann. Berlin: Huber.
- Galtung, Johan/Ruge, Mari Holmboe (1965): The Structure of Foreign News. The Presentation of the Congo, Cuba and Cyprus Crises in Four Norwegian Newspapers. In: Journal of Peace Research, 2 Jg., Nr. 1, S. 64-91.
- Gravenhorst, Lerke/Tatschmurat, Carmen (1990) (Hrsg.): Töchter-Fragen. NS-Frauengeschichte Freiburg i. Br.: Kore.
- Gruber, Laura/Klaus, Elisabeth (2014): „Die Waffen nieder“ – Bertha von Suttners Leben gegen den Krieg. In: Einsichten und Perspektiven. Bayerische Zeitschrift für Politik und Geschichte, H. 1/2014, S. 40-51. Online unter: http://www.km.bayern.de/epaper/LZ/EuP/2014_1/index.html
- Hahn, Hans Henning (2002): Zum 80. Geburtstag des Begriffs „Stereotyp“. In: Ders. (Hrsg.): Stereotyp, Identität und Geschichte. Die Funktion von Stereotypen in gesellschaftlichen Diskursen. Frankfurt/Main u.a.: Peter Lang, S. 9-16.
- Hamann, Brigitte (1987): Bertha von Suttner. Ein Leben für den Frieden. 2. Aufl. München, Zürich: Piper.
- Hamann, Brigitte (1991): Bertha von Suttner: Sie erfand den Nobelpreis! In: Emma, H. 12/1991, S. 34-36.
- Heinsohn, Kirsten/Vogel, Barbara/Weckel, Ulrike (1997) (Hrsg.): Zwischen Karriere und Verfolgung. Handlungsräume von Frauen im nationalsozialistischen Deutschland. Frankfurt/Main, New York: Campus.
- Herkommer, Christina (2005): Frauen im Nationalsozialismus – Opfer oder Täterinnen? Eine Kontroverse der Frauenforschung im Spiegel feministischer Theoriebildung und der allgemeinen historischen Aufarbeitung der NS-Vergangenheit. München: Verlag Martin Meidenbauer.
- Kassel, Susanne (2005): Die mediale Konstruktion weiblicher Stereotype im Krieg. In: Thiele, Martina (Hrsg.): Konkurrenz der Wirklichkeiten. Göttingen: Universitätsverlag, S. 133-150.
- Kassel, Susanne/Klaus, Elisabeth (2003): Frauenrechte als Kriegslegitimation in den Medien. In: Neissl, Julia/Eckstein, Kirstin/Arzt, Silvia/Anker, Elisabeth (Hrsg.): Männerkrieg und Frauenfrieden. Geschlechterdimensionen in kriegerischen Konflikten. Wien: Promedia, S. 13-30.
- Klaus, Elisabeth/Wischermann, Ulla (2010): Kriegsdiskurs und Geschlechterdiskurs. Journalistinnen zum Ersten Weltkrieg. In: Thiele, Martina/Thomas, Tanja/Virchow, Fabian (Hrsg.): Medien – Krieg – Geschlecht. Affirmationen und Irritationen sozialer Ordnungen. Wiesbaden: VS, S. 295-313.
- Kulke, Ulli (2014): „Dicke Bertha“, Deutschlands erste Wunderwaffe. In: Die Welt, 17.03.2014. Online unter: <http://www.welt.de/geschichte/article125813179/Dicke-Bertha-Deutschlands-erste-Wunderwaffe.html> (04.08.2015)

- Lehner, Eva (2014): Eine Frau & ein Prinz im Kampf gegen den IS. In: Kronen Zeitung (Krone Bunt), 05.10.2014, S. 12-13.
- Lippmann, Walter (1964 [1922]): Die öffentliche Meinung. München: Rütten+Loenig.
- Luhmann, Niklas (2002): Einführung in die Systemtheorie. Heidelberg: Carl-Auer-Systeme Verlag.
- Lutz, Helma/Wenning, Norbert (2001): Differenzen über Differenz. In: dies. (Hrsg.): Unterschiedlich verschieden. Differenz in der Erziehungswissenschaft. Opladen: Leske + Budrich, S. 11-24.
- Noelle-Neumann, Elisabeth (1990): Das Stereotyp als Verkehrsmittel der öffentlichen Meinung – Walter Lippmann. In: Lippmann, Walter: Die öffentliche Meinung. Reprint des Publizistik-Klassikers. Bochum: Universitätsverlag Dr. N. Brockmeyer, S. 286-299.
- Petersen, Lars-Eric/Six-Materna, Iris (2006): Stereotype. In: Bierhoff, Hans-Werner/Frey, Dieter (Hrsg.): Handbuch der Sozialpsychologie und Kommunikationspsychologie. Göttingen: Hogrefe, S. 430-436.
- Rilke, Rainer Maria (1998): Antwort auf den Ruf „Die Waffen nieder“. In: ders.: Gesammelte Werke. Genf: Eurobuch/Eurobooks, S. 352.
- Sachse, Carola (1997): Frauenforschung zum Nationalsozialismus. Debatten, Topoi und Ergebnisse seit 1976. In: Mittelweg 36, 6. Jg., Nr. 2, S. 24-33.
- Scheidl, Hans-Werner: Die „Friedens-Bertha“ hatte keinen Erfolg. In: Die Presse, 12.10.2013. Online unter: <http://diepresse.com/home/zeitgeschichte/1463763/Die-FriedensBertha-hatte-keinen-Erfolg> (04.08.2015)
- Schneider, David J. (1996): Modern Stereotype Research: Unfinished Business. In: Macrae, C. Neil/Stangor, Charles/Hewstone, Miles (Hrsg.): Stereotypes & Stereotyping. New York, London: The Guilford Press, S. 419-453.
- Schulz, Winfried (1989): Massenmedien und Realität. Die „ptolemäische“ und die „kopernikanische“ Auffassung. In: Kaase, Max/Schulz, Winfried: Massenkommunikation. Theorien, Methoden, Befunde. Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie. Sonderheft 30, S. 135-149.
- Schulz, Winfried (2009): Nachricht. In: Noelle-Neumann, Elisabeth/Schulz, Winfried/Wilke, Jürgen (Hrsg.): Fischer Lexikon Publizistik Massenkommunikation. Frankfurt/Main: Fischer, S. 359-396.
- Schwarzer, Alice (1978): Frauen ins Militär? In: EMMA, Heft Juni 1978. Online unter: <http://www.emma.de/artikel/frauen-ins-militaer-264272> (15.07.2015)
- stern (2014): Titel. Die Kriegsministerin. stern, Nr. 36, 28.08.2014, S. 1.
- Thiele, Martina (2008): Konstruktivismus in der Kommunikationswissenschaft – Außenseiter- oder Mainstreamposition? In: Medien & Zeit, 23. Jg., Nr. 4, S. 18-27.
- Thiele, Martina (2015): Medien und Stereotype. Konturen eines Forschungsfeldes. Bielefeld: transcript.
- Tröger, Annemarie (1977): Die Dolchstoßlegende der Linken: „Frauen haben Hitler an die Macht gebracht“. In: Gruppe Berliner Dozentinnen (Hrsg.): Frauen und Wissenschaft. Beiträge zur Berliner Sommeruniversität für Frauen Juli 1976. Berlin: Courage, S. 324-355.
- Weckel, Ulrike (1997): „Unterschiedlich weit entfernt von den Zentren der Macht“. Ein Gespräch um die „gute, alte Forderung, Frauen dort zu suchen, wo sie aktiv waren“.

- Beteiligte: Gaby Zipfel, Barbara Determann, Johanna Meyer-Lenz, Lerke Gravenhorst, Atina Grossmann, Ulrike Weckel, Liz Harvey, Rita Thalmann, Carola Sachse, Monika Pater, Ursula Nienhaus, Birthe Kundrus, Monika Richarz, Gabriele Czarnowski. In: *Mittelweg* 36, 6. Jg., Nr. 2, S. 5-21.
- Weckel, Ulrike (2004): Wer hat Angst vorm Flintenweib? Der Fall Lynndie England. In *Gewaltexzessen handeln Frauen oft nicht anders als Männer. Aber sie werden anders wahrgenommen*. In: *Freitag*, Nr. 23, 28.05.2004. Online unter: <https://www.freitag.de/autoren/der-freitag/wer-hat-angst-vorm-flintenweib> (04.08.2015).
- Wilke, Jürgen (2007): Reihe „Klassiker der Kommunikationswissenschaft heute“. Nicht nur ein Theoretiker der öffentlichen Meinung. Walter Lippmann Revisited. In: *Medien & Kommunikationswissenschaft*, 55. Jg., Nr. 4, S. 595-612.
- Zipfel, Gaby (1996): Verdrängte Erinnerungen, verdeckte Überlieferungen. Akteurinnen im Nationalsozialismus. In: *Mittelweg* 36, 5. Jg., Nr. 2, S. 64-73.